

VON ELISABETH MIXA / PATRICK VOGL (HG.)

# E-MOTIONS

TRANSFORMATIONSPROZESSE IN DER  
GEGENWARTSKULTUR

VERLAG TURIA + KANT  
WIEN – BERLIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic Information published by  
the Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Bibliothek lists this publication in the  
Deutsche Nationalbibliografie;  
detailed bibliographic data is available  
on the internet at <http://dnb.ddb.de>.

ISBN 978-3-85132-683-3

Covergestaltung: Bettina Kubanek

© bei den AutorInnen

Verlag Turia + Kant  
A-1010 Wien, Schottengasse 3A/5/DG1  
D-10827 Berlin, Crellestraße 14 / Remise  
[info@turia.at](mailto:info@turia.at) | [www.turia.at](http://www.turia.at)

Frauen<sup>MA57</sup>  
Stadt Wien

IMAGINE  
VEREIN  
FÜR  
KULTURANALYSE



WIEN  
KULTUR

Frankfurter Stiftung: **maecenia** für  
Frauen in Wissenschaft und Kunst

# INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort: Rudolf Richter

Einleitung: Elisabeth Mixa und Patrick Vogl

## I THEORETISCHE PERSPEKTIVIERUNGEN

ANDREAS RECKWITZ

*Affektive Räume: Eine praxeologische Perspektive*

STEFANIE GIRSTMAYER

*Wider den Biologismus. Mit Foucault zu einer historischen  
Ontologie der Emotionen*

JOHANNA GRUBNER

*Emotionen in ihrer positionalen Verschränkung.  
Phänomenologische Betrachtungen im Anschluss an Helmuth  
Plessner*

ULRIKE KADI

*Es müssen Fragen bleiben. Zur nicht geschriebenen  
psychoanalytischen Theorie der Affekte*

DANIELA HAMMER-TUGENDHAT

*Zur Repräsentation von Emotion in der Kunst*

MERET BRANSCHIEDT UND LAURENS LAUER

*Romantische Liebe in der neurobiologischen Forschung*

SARAH MIRIAM PRITZ

*Emotionale Intelligenz in der Schönen neuen Welt? Ein  
erfolgreiches Konzept auf dem Prüfstand*

II PROZESSE DER EMOTIONALISIERUNG:  
TRANSFORMATIONEN UND SELBSTTECHNOLOGIEN

OTTO PENZ UND BIRGIT SAUER

*Arbeit der Subjektivierung: Männlichkeit und Emotionen*

VERONIKA REIDINGER UND ANDREA WERDENIGG

*Kapitalismus – weichgespült. Was das »unternehmerische Selbst« in der Badewanne tut...*

MARKUS TUMELTSHAMMER

*Modulation als Prinzip: Lifelong Learning & das emotionale Selbst als offenes Projekt*

FLORIAN NEUBURG

*Von Bangern und Fetzweibern. Emotionsmanagement in der gewaltpräventiven Arbeit mit Jugendlichen – eine exemplarische Studie*

LENA SEEWANN

*Electronic Emotions. Dimensionen der Darstellung von Emotionen im Internet*

ELISA PRIMAVERA-LÉVY

*Wertlose Schmerzen*

BRIGITTE BARGETZ

*›Wutbürgerinnen‹? Zum Verhältnis von Geschlecht, Politik und Emotionen*

*Postskriptum: Monica Greco*

Emotionen sind grundlegender Bestandteil menschlichen Lebens, sie sind körperlich verankert, haben neurobiologische Grundlagen. Die Frage stellt sich also weniger, ob Emotionen möglich sind – sie sind nicht nur möglich, sie sind notwendig und nicht zu entkommender Bestandteil menschlichen Lebens – sondern wie sich Emotionen in einem gesellschaftlichen Geflecht äußern, das zunehmend durch Maschinen geprägt ist, das Internet als kennzeichnendste Maschine für diese Gesellschaft. Was sich früher körperlich zwischenmenschlich-sozial assoziiert hat, ist durch das Internet der Unmittelbarkeit des Körperlichen enthoben und beruht auf den Möglichkeiten, die Soft- und Hardware vorgeben. Emotionen gestalten sich neu, sind auf neue Kommunikationskanäle angewiesen und nutzen diese.

Das muss noch nicht Verwandlung heißen, Verwandlung von Emotionen des vortechnischen Zeitalters in postmoderne Formen. Es kann auch additiv gesehen werden, im Sinne einer Pluralisierung. Es treten neue Formen hinzu, alte werden neu definiert, andere bleiben bestehen.

In diesem Feld der Neuerung und Stabilität, der Verankerung in Körperlichkeit und der Verwirklichung in neuen Medien sowie in Antworten auf die Ökonomisierung entfaltet dieser vorliegende Band die Diskussion um Emotionen. Es geht um körperliche Grundlegung und um gesellschaftliche, wirtschaftliche und technische Formung von Emotionen. Diese vielfältigen Aspekte werden in den unterschiedlichen Beiträgen aufgegriffen. So ist dieser Band ein interdisziplinäres Unternehmen, ein Beispiel dafür, dass nicht nur eine Disziplin die Lösung von aufgeworfenen Fragen bieten kann.

Der Band vereint Beiträge von WissenschaftlerInnen und Studierenden und ist somit ein Beispiel von wahrhaft universitärem Lernen, ein Beispiel für die Verbindung von Wissensproduktion und Wissensvermittlung.

Den AutorInnen Elisabeth Mixa und Patrick Vogl sei für ihre Bereitschaft, diesen Band zu publizieren, zu danken. Sie haben sich hiermit

nicht nur als engagierte UniversitätslehrerInnen erwiesen, sondern auch einen Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion über Emotionen unter interdisziplinärer Perspektive geleistet.

*Rudolf Richter*

*Universitätsprofessor für Soziologie,*

*Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Wien*

Mit dem Kurztitel »E-Motions« sollen mehrere Dimensionen des aktuellen Emotionen-Diskurses angesprochen werden. So verweist der Terminus auf die zunehmende Bedeutung neuer Kommunikationsmedien wie E-Mail, Facebook, Skype, Sms, Twitter usw. und den darauf beruhenden Formen von elektronisch vermittelter Emotionskommunikation, die einen wesentlichen Aspekt aktueller Emotionskulturen und Subjektivierungsprozesse benennen. *Lena Seewann* untersucht im vorliegenden Buchbeitrag *Electronic Emotions* diese neuen Formen des Austausches und zeigt, dass Emotionskommunikation auch im vermeintlich ›körperlosen‹ Medium des Internets nicht ohne den ständigen Einbezug und Verweis auf den Körper als zentrales ›Emotionszeichen‹ und ›Authentizitätsgarant‹ auskommt. Sie stellt die These auf, dass internetbasierte Kommunikation, nicht nur neue Formen von Emotionskommunikation etabliert, sondern auch unser körperliches Emotionsempfinden nachhaltig beeinflusst.

Mit »E-Motions« wird aber vor allem der Begriff der Emotion selbst problematisiert und auf den Wandel der Begrifflichkeiten angespielt. Zunehmend ist heute von »Emotionen« die Rede, wohingegen Bezeichnungen wie »Leidenschaften«, »Affekte«, aber auch »Gefühle« einen eher antiquierten Eindruck hinterlassen oder aber mit konkreten theoretischen Konzepten verbunden sind. So ist beispielsweise der Begriff »Affekt« heute häufig mit psychoanalytischen Theorieansätzen des 20. Jahrhunderts verknüpft. *Ulrike Kadi* geht in ihrem Beitrag einer ungeschriebenen Theorie der Affekte nach und beleuchtet unterschiedliche psychoanalytische Affekt-Konzeptionen von Freud bis Lacan im Hinblick auf ihre Weiterentwicklung und Anschlussfähigkeit.

So gebräuchlich der Begriff der Emotion gegenwärtig geworden ist, so uneinheitlich wird dieser verwendet – sowohl alltagssprachlich als auch wissenschaftlich. Ganz allgemein lassen sich zwei grundlegende Verwendungsweisen unterscheiden: Einerseits wird Emotion oft – und meist synonym mit Gefühl – als Oberbegriff für die gesamte Bandbreite an emotionalen Phänomenen herangezogen.

Darunter fallen dann relativ »einfache« Phänomene wie Freude, Traurigkeit oder Zorn, komplexere Prozesse wie Liebe, Hoffnung oder Achtung, aber ebenso Leidenschaften, Stimmungen oder Empfindungen. Ob diese unterschiedlichen Phänomene allerdings genügend Gemeinsamkeiten aufweisen, um unter dem Label »Emotion« subsumiert werden zu können, bleibt fraglich. Oft genannte Merkmale wie u.a. die physiologische Erregung, das expressive Ausdrucksverhalten oder der motivationale Aspekt bleiben vage Bestimmungsversuche. Detaillierte Analysen einzelner Emotionen legen letztlich nahe, dass eine einheitliche, all diese Bereiche umfassende Emotionstheorie nicht möglich sein wird (vgl. Demmerling/Landweer 2007: 1ff.).

Andererseits wird der Begriff Emotion oft in einem engeren Verständnis verwendet und von Empfindungen, Stimmungen, Leidenschaften, Affekten, aber auch von Gefühlen unterschieden. Wie diese Unterscheidungen vollzogen und Emotionen im Detail definiert werden, hängt nun ganz entscheidend von den paradigmatischen Grundlagen der unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen und den jeweiligen Forschungsfragen und Zielsetzungen ab. Zwischen philosophischen, soziologischen, psychologischen oder neurobiologischen Theorieansätzen finden sich nur wenige über das Alltagsverständnis hinausgehende Gemeinsamkeiten. Zu vermerken ist allerdings eine allgemeine, Disziplinen übergreifende Tendenz in den unterschiedlichen Emotionstheorien: Immer stärker wird auf die körperlichen Voraussetzungen von Emotionalität Bezug genommen, immer dominanter werden die neurobiologischen Konzeptionalisierungen von Emotionen. Wird der objektivierbare Körper theoretisch immer zentraler verhandelt, so stellt der Leib als unmittelbarer Erlebnisraum von Emotionen immer noch ein Randthema dar. *Johanna Grubner* beleuchtet in ihrem Beitrag den phänomenologischen Zugang zur Emotionalität und damit die leiblichen Dimensionen des Fühlens. In Auseinandersetzung mit Helmut Plessners Theorie der Positionalitäten zeigt sie, wie das Konzept der Leiblichkeit eine Theorie der Emotionalität grundlegend erweitern kann.

*Andreas Reckwitz* eröffnet den theoretischen Raum gleich in mehrfacher Hinsicht. In einer Kritik klassischer soziologischer Theorien zeigt er anschaulich, wie diese einen »doppelten blinden Fleck« aufweisen: sowohl affektiv-emotionale als auch räumliche Dimensionen werden dabei weitgehend »übersehen«. Im ersten Teil beleuch-



tet Andreas Reckwitz die historischen Gründe dieser Vernachlässigung. Im Weiteren plädiert er für eine grundlegende Neuorientierung der Sozialtheorie. Ausgehend von der Frage nach den sozialen Praktiken, die stets durch eine sinnlich-perzeptive, also affektive Strukturierung gekennzeichnet sind, und unter Einbeziehung der Kategorie des Raumes entwickelt er die zentrale Hypothese, dass »affektive Räume« unerlässliche Bedingungen für die soziale und kulturelle Reproduktion im Allgemeinen sowie der Re/Produktion von Affektivität im Besonderen bilden.

Die aktuelle Popularisierung des Begriffs Emotion ist nur zum Teil durch die zunehmende Anglisierung der Wissenschafts- und Alltagssprache zu erklären. An der Begriffsverschiebung lässt sich der bereits angeklungene Wandel der Konzeptionalisierung und der Verständnisweise von Emotionalität ablesen. Wird der Begriff Emotion auf seine lateinischen Wortstämme *ex* und *motio* zurückgeführt, so wird damit der (heraus)bewegende und letztlich körperlich-physiologische Aspekt von Emotion sichtbar. Der Erfolg des Begriffes kann daher mit Ute Frevert (2011: 29f.) als ein Effekt der Etablierung des naturwissenschaftlichen Paradigmas in der Kultur des 20. Jahrhunderts gelesen werden. Denn bezeichnete der im deutschen Sprachraum lange Zeit dominierende Begriff Gefühl noch einen geistig-seelischen Zustand, dessen körperlichen Dimensionen eine inferiore Bedeutung beigemessen wurde, so wird durch den neuen Begriff der Emotion gerade diese körperliche Ebene in den Vordergrund gerückt. Der Bereich des Emotionalen wird so von der Philosophie und Metaphysik in das Arbeitsfeld der Biologie, Physiologie, Medizin und allgemeiner in den Bereich der Körperwissenschaften verschoben. Diese am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende »Somatisierung der Gefühle« (ebenda: 30) findet ihren vorläufigen Höhepunkt in der gegenwärtigen Dominanz der Neurowissenschaften. Die Neurowissenschaften verstehen Emotionen als Resultat und Ausdruck neuronaler Prozesse im Gehirn und als Ergebnis des komplexen Zusammenspiels von Botenstoffen (Neurotransmittern), die – mit unterschiedlichen Informationen ausgestattet – als Datenüberträger fungieren. *Meret Branscheidt* und *Laurens Lauer* rekonstruieren in ihrem Beitrag den Zugang der neurobiologischen Emotionsforschung am Beispiel der »romantischen Liebe« im Detail, um so die Implikationen, Möglichkeiten und Grenzen einer solchen Verständnisweise von Emotionen zu skizzieren. Ihr

kritisches Resümee richtet sich vor allem auf die höchst populäre mediale Darstellung und Vermarktung vermeintlich ›revolutionärer‹ Ergebnisse der Neurobiologie, die stark vereinfachte und klischeehafte Vorstellungen befördern, der Komplexität der Forschungsrealität allerdings kaum gerecht werden.

Die Vorstellung der Steuerbarkeit, der flexiblen Anpassung und Beeinflussbarkeit von Empfindungen durch Stimulantia aller Art ist aber nicht nur ein Aspekt der Medikalisierung, sondern eine konstitutive Grundlage des neurobiologischen Zugangs. Alain Ehrenberg (2004) konstatiert mit Bezug auf den expandierenden Konsum von Psychopharmaka, dass »[...] Drogen-Nehmen wie Körperpflege« alltäglich werden wird. Emotionen selbst erweisen sich unter diesen Prämissen als machbar, trainierbar und konsumierbar. Sighard Neckel spricht diesbezüglich von »Emotion by Design« (Neckel 2005).

*Sarah Miriam Pritz* greift diese immer realer werdende Fiktion auf und verbindet in anschaulicher Weise eine fundierte Kritik des Konzepts der emotionalen Intelligenz von Daniel Goleman, welches sich seit Mitte der 1990er Jahren größter Popularität erfreut, mit einer Pointierung der Fiktionen der »Schönen, neuen Welt« von Aldous Huxley. Sie zeigt die Implikationen derartiger Selbst-Konzeptualisierungen in gesamtgesellschaftlicher Dimension auf.

Gegen ein biologisches Verständnis wird in diesem Sammelband ein Bild von Emotionalität entworfen, welches von einer dynamischen, jeweils konkreten, historisch, kulturell situierten, d.h. auch in jeweilige Macht- und Herrschaftskontexte eingebundenen Semantik ausgeht. *Daniela Hammer-Tugendbats* Beitrag *Zur Repräsentation von Emotionen in der Kunst* verdeutlicht diese sozio-historische Situiertheit anhand der flämischen Malerei des 17. Jahrhunderts. Am Beispiel von Rembrandts Gemälde »Hamans Fluch« rekonstruiert Hammer-Tugendbats die sich verändernden Repräsentationsformen des Emotionalen, die neuen Verständnisweisen und die damit einhergehende Aufwertung von Gefühlen im 17. Jahrhunderts. Historisch situierte Semantiken von Emotionen bilden aber gleichzeitig konkrete Formen von Erfahrung, die individuell körperlich empfunden werden und gleichsam in »Fleisch und Blut« übergehen. In Auseinandersetzung mit unterschiedlichen psychologischen Emotionstheorien und Forschungsansätzen plädiert *Stefanie Girstmair* in Form einer grundlegenden Widerrede zum Biologismus

für die Nutzbarmachung des Foucault'schen Verständnisses von »Erfahrung« und damit für einen situierten Emotionenbegriff.

## **TRANSFORMATIONSPROZESSE IN DER GEGENWARTSKULTUR**

Im Mittelpunkt des Sammelbandes »E-Motions« stehen Diskurse und Konzepte von Emotionen in der Gegenwartskultur. Der Fokus richtet sich dabei nicht auf die Frage, was Emotionen ›wirklich‹ sind, sondern vielmehr auf die Frage nach dem WIE von Bedeutungsproduktionen. Konkret: Wie verändern sich einzelne Gefühle, Empfindungen und emotionale Selbstbeschreibungen? Wie beeinflussen bestimmte Techniken, Praktiken und Räume unsere Befindlichkeiten? Welche Gendering- und Degendering-Prozesse sind darin verwoben? Und diesem ganzen Fragekomplex übergeordnet: Wie gehen die allgemeinen Ökonomisierungen des Sozialen mit verstärkten Emotionalisierungsprozessen zusammen und wie gestalten sich diese Transformationsprozesse konkret? Ziel ist es, scheinbare Evidenzen zu befragen und das Zustandekommen von So-Sein kritisch zu beleuchten.

Eine Reflexion der historischen Kontinuitäten und Brüche ist in diesem Zusammenhang hilfreich, denn vor dem Hintergrund von Emotionsgeschichte(n) zeichnen sich gegenwärtige Transformationsprozesse deutlich ab und vermeintlich Natürliches kann als geschichtlich Gewordenes sichtbar gemacht werden. An dieser Stelle kann allerdings nicht mehr geleistet werden, als einige Aspekte dieser Geschichte herauszugreifen und auf entsprechende Literatur zu verweisen (vgl. u.a. Benthien/Fleig/Kasten 2000; Fink-Eitel 1993; Harbsmeier/Möckel 2009; Newmark 2008; Frevert 2011).

Vorerst soll betont sein, dass trotz der gegenwärtigen »Gefühlsoffensive« (Frevert) und dem aktuellen »Affektboom« (Hammer-Tugendhat/Lutter), die populäre und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomenbereich des Emotionalen bis in die Anfänge abendländischer Kultur zurückreicht. Sowohl Literatur als auch Philosophie haben den Emotionen bzw. Passionen, Affekten, Leidenschaften und Gemütsbewegungen immer (wieder) große Bedeutung beigemessen.

In einem historischen Rückblick zeigen sich jedoch große Verschiebungen der Konzeptionen und der Bewertungen von Gefühlen. Phasen der Aufwertung, die sich zu regelrechter Gefühlsbegeisterung steigern, wie z.B. die Epoche der Empfindsamkeit oder die Romantik, wechseln sich mit Phasen der Abwertung, Skepsis oder Emotionsfeindlichkeit ab, wie z.B. im frühneuzeitlichen Rationalismus oder in der Tradition Kants. Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass trotz allgemeiner Auf- und Abwertungstendenzen grundlegende Ambivalenzen bestehen bleiben. Zu allen Zeiten wird zwischen ›guten‹ und ›schlechten‹, höher- und niederwertigen, ›gesunden‹ oder ›pathologischen‹ Emotionen differenziert.

Trotz diverser Diskontinuitäten in den Konzeptionalisierungen von Emotionen zeigt sich ein seit der frühen Antike durchgängiges und Denktraditionen übergreifendes Bestimmungsmerkmal. Ob Emotionen, wie in aristotelischer Tradition im ›Strebevermögen‹, oder aber eher im Denken, wie in stoischen Schulen angesiedelt werden, in jedem Fall finden sie im Inneren, in der Seele des Menschen statt. So wenig überraschend dies erscheinen mag, ist es doch keineswegs selbstverständlich. Emotionen wurden in der vorantiken, homerischen Zeit vielmehr als äußerliche Phänomene, als leiblich ergreifende Atmosphären, als Mächte oder göttliche Instanzen beschrieben. Und erst mit den Philosophen der Antike und der »Erfindung der Seele« findet eine radikale Verinnerlichung der Gefühle statt, die für das abendländische Emotionsverständnis konstitutiv sein wird (vgl. Böhme 1997; Schmitz 2000). Dieser Prozess bleibt, trotz zunehmender Somatisierung der Gefühle, bis in die Gegenwart bestimmend. Einen deutlichen Bruch scheint allerdings die gegenwärtige Verortung von Emotionen in Mikroprozessen des Gehirns darzustellen, womit auch von einem ›Schwinden der Seele‹ gesprochen werden kann.

Ein bedeutsamer Aspekt der Emotionsgeschichte, der an dieser Stelle Erwähnung finden soll, betrifft die Frage nach den Geschlechterverhältnissen. Dass Emotionalität der Weiblichkeit und Rationalität der Männlichkeit zugeordnet wird, bildet zwar einen tief verwurzelten kulturellen Gemeinplatz, ist jedoch erst recht jungen Datums. Vor allem die philosophiehistorischen Untersuchungen von Catherine Newmark zeigen, dass die Verknüpfung von Geschlecht und Emotion als Produkt der bürgerlichen Gesellschaft, v.a. des 19. Jahrhunderts, zu rekonstruieren ist (vgl. Newmark 2008; Newmark

2010). Denn trotz der grundlegenden Androzentrizität abendländischer Kultur finden sich (direkte) geschlechtsspezifische Zuweisungen von Emotionalität weder in den Theorien der griechischen Antike noch in den Affektenlehren des Mittelalters oder der frühen Neuzeit. Obwohl Passivität immer schon als Grundmerkmal von Emotionen gefasst wird und diese weitgehend weiblich konnotiert ist, taucht die Frage nach der Geschlechtlichkeit von Emotionalität erst allmählich im 17. Jahrhundert auf – wobei die Antwort darauf vorerst noch offen bleibt (vgl. ebenda). Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert mit dem Aufkommen bürgerlicher Werte und der damit einhergehenden Kultivierung bipolarer »Geschlechtscharaktere« (Hausen 1976) etabliert sich die dichotome Zuordnung von Emotionalität zu Weiblichkeit und Rationalität zu Männlichkeit. Diese Feminisierung der Emotionalität ist allerdings eine hochgradig selektive. Denn nur bestimmte Emotionen, wie z.B. Sensibilität, Einfühlungsvermögen und generell eher sanfte Gefühle werden weiblich bestimmt, wohingegen Zorn und Aggressivität, in entemotionalisierter bzw. rationalisierter Form, dem männlichen Geschlecht zugeordnet bleiben. Vor allem in Bezug auf den gegenwärtigen »emotional turn« ist dieses Ineinandergreifen von Gendering und Degendering einerseits und Emotionalisierung und Entemotionalisierung andererseits höchst brisant.

Vor dem Hintergrund diskursiver Formationen und Verschiebungen fokussieren die folgenden Analysen der Gegenwartsgesellschaft auf unterschiedliche Prozesse der Emotionalisierung und Ökonomisierung, die in den westlichen Gesellschaften der letzten 30 Jahre Teil eines sämtlichen gesellschaftlich-kulturellen Sphären durchdringenden Emotionendiskurses sind. Die Beispiele hierfür sind vielfältig und lassen sich für unterschiedliche gesellschaftliche Segmente anführen (vgl. Greco/Stenner 2008). Von der großen Politik bis ins kleinste Badezimmer – der Emotionendiskurs hat gegenwärtig sämtliche Räume erfasst.

Der Wellness-Diskurs, der sich mit den 1990er Jahren enorm dynamisch insbesondere im deutschsprachigen Raum ausbreitet, nimmt bei der Emotionalisierung spät- oder postmoderner Selbstkonzeptionen eine herausragende Rolle ein: »Wohlfühlen« wird zum Ausgangspunkt und höchstem Ziel allen individuellen Strebens. Im Zuge seiner Verbreitung hat sich ein »Wohlfühl-Dispositiv« (Mixa/Futscher 2006) formiert, welches über Praktiken und Techniken

unser Selbst-Verständnis moduliert. Mit dieser Fokussierung auf Wohlgefühle verschieben sich zugleich die Grenzen zwischen Wohl- und Unwohlempfindungen: Es sind verstärkt Störungen unserer Lebensqualität, die Unwohlgefühle hervorrufen, beispielsweise das »Nicht-In-Der-Mitte-Sein«. Wie sehr der Ausdruck von Gefühlen bedeutsam für die Darstellung von Person schlechthin geworden ist, zeigt sich unter anderem auch in einer Pathologisierung des ›Unvermögens‹, sich dementsprechend emotional zu artikulieren. Monica Greco (2000) analysiert dies sehr anschaulich am Beispiel der Alexithymie (gr.: keine Worte für Gefühle), einer relativ jungen Diagnose aus der psychosomatischen Medizin.

Neue Gefühle verbreiten sich, wie das »Ausgebrannt-Sein«, und wieder andere werden verstärkt pathologisiert, wie die Angst oder die Traurigkeit. Aber auch Empfindungen wie etwa der Schmerz unterliegen soziohistorischen Veränderungen. *Elisa Primavera-Lévy* geht in ihrem Beitrag der Geschichte des Schmerzes nach und beleuchtet, wie sich dieser von einem notwendigen Bestandteil des Lebens hin zu einer völlig bedeutungslosen und damit inakzeptablen Körperregung wandelt.

Gefühle wurden nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten verschiedenen benannt, vielmehr waren und sind mit ihrer Diskursivierung auch stets bestimmte gesellschaftliche Bewertungen und Hierarchisierungen verbunden. Entsprechende Analysen verdeutlichen, wie immer auch zwischen positiven und negativen Emotionen unterschieden wird. Nach Frank Furedi (2004) zählen gegenwärtig all jene Emotionen zu den positiven, die selbst-erfüllend sind und im weitesten Sinne der Selbstverwirklichung dienen, wohingegen Emotionen, die entweder an andere binden oder aber allzu intensiv erlebt werden, negativ bewertet oder ausgegrenzt werden. Im Zuge dieser Bewertungsmatrix komme es zu einer zunehmenden Medikalisierung ›starker‹ Gefühle – diese erscheinen als behandlungsbedürftig. Somit erweist sich der Prozess der Emotionalisierung, so paradox dies sein mag, gleichzeitig als einer der Entemotionalisierung, der Ausnüchterung, des »cultural coolings«. Emotionales Wohlbefinden wird letztlich mit dem Willen assoziiert, sich (therapeutische) Hilfe zu suchen.

Gleichzeitig avancieren Gefühle der Empörung zu gesellschaftsfähigen Empfindungen. Die Favorisierung der Wut in der (männlichen) Zivilgesellschaft als Wort des Jahres 2010 thematisiert *Bri-*

*gitte Bargetz* in ihrem Beitrag, in welchem sie das männliche Emotionskonzept mit feministischer Theorie konfrontiert.

Mit der eingangs gestellten Frage nach dem Wie der Bedeutungsproduktionen ist der Blick auf die freiwillige Befolgung, gleichsam auf die selbst auferlegten Regulierungen, eröffnet: Selbstführung im Einklang mit der Führung. Nicolas Rose spricht von einem Paradox, dem neuen »Zwang zur Freiheit«, verbunden mit einem Spektrum an Technologien der Befreiung samt einem eigenen Markt. Damit steht zugleich die Frage nach den Technologien, den Praktiken und Einrichtungen sowie den Räumen der Fabrikation von Gefühlswelten.

## SELBSTTECHNIKEN UND RÄUME

Mit Slavoj Žižek (2001: 338ff.) kann man von einer »Post-Politik« sprechen, einer radikalen Entpolitisierung der Sphäre des Ökonomischen mittels der »Verwaltung« gesellschaftlicher Belange, einer Hinnahme kapitalistischer Marktmechanismen als neutrale Prozeduren. Regierungstechnologien zielen heute weniger auf ›die‹ Gesellschaft als vielmehr auf neue Interventionsräume und AkteurInnen, auch Innenräume. Rose spricht von »postsozialen Strategien«: Anstelle kollektiver Verantwortung für gesellschaftliche Probleme werden individuelle Pflichten betont und der Ruf nach der Autonomie des/der Einzelnen wird laut. Das bedeutet vor allem das Einwirken auf Selbstregulationskapazitäten.

Bemerkenswert ist, dass im Zuge verstärkter Emotionalisierungsprozesse eine Ökonomisierung des Sozialen und des Selbst bei gleichzeitiger Entpolitisierung des Ökonomischen deutlich wird. Neu ist das Gebot und die mittlerweile als Selbstverständlichkeit verbreitete Haltung, sich selbst in Kategorien der Ökonomie zu denken und zu behandeln. Die Figur des »unternehmerischen Selbst« ist – von Foucault (2004) ausgehend über Bröcklings Analysen (2007) zur gegenwärtigen Ausgestaltung desselben – zur zentralen Chiffre für den »emotionalen Kapitalismus« (Illouz 2007) avanciert. Das Schlagwort dazu ist »Selbstmanagement«, das sich aus dem Begriffrepertoire der Ökonomie speist. Selbstmanagement ist die Praxis, welche die Subjekte anwenden, um sich selbst zu adaptieren und zu optimieren.

Das »zerbrechlich-vulnerable Selbst« (Furedi 2004) definiert sich darin über emotionale Defizite. Die therapeutische Kultur reflektiert und befördert die Tendenz der Fragmentierung und Entfremdung der Subjekte, ja sie legitimiert sie zudem. Die Privatsphäre wird zunehmend zum therapeutischen Interventionsraum. Therapien und Coachings aller Art stellen dabei ein komplexes System an Bedeutungen und Symbolen zur Verfügung, vermittels dessen sich Menschen selbst erfahren. Zentral dabei ist die Umformulierung und Recodierung sozialer Missstände in private, individuelle und emotionale Probleme.

Bei dieser Individualisierung geht es nicht um eine Autonomie, die sich jenseits von Macht- und Herrschaftsverhältnissen herstellt – kommt es doch zu einer Kolonialisierung der Territorien des Selbst durch die Humanwissenschaften, insbesondere die Neurowissenschaften –, wohl geht es aber um die Freiheit, in einer Weise zu leben, die von Normen abweicht, so auch von althergebrachten Geschlechterrollen. Ja es ist sogar erwünscht, sich von Normen abzusetzen, zumal sich die neue Freiheit mit dem »Gebot des Selbstseins«, mit dem Diktat maximaler Individualität verbindet. Das Ideal des »authentischen Selbst« popularisiert sich insbesondere mit dem Wellness-Diskurs. Es geht zusehends um ein Selbst, das sich seiner Emotionen bewusst ist, diese weitgehend selbst modellieren und jene der anderen nachempfinden kann. Das authentische Selbst – wiewohl selbst das Objekt permanenter Verbesserung, das Ergebnis von Praktiken, ein unabgeschlossenes Projekt, das es zu managen gilt – wird zur funktionalen Voraussetzung sozialer Interaktion.

Diese Konstituierung des Selbst erfolgt insbesondere durch Praktiken der Selbstbetrachtung (z.B.: »das Hineinhorchen«), welche immer auch auf Selbstenthüllung zielen (vgl. u.a. Reality-TV oder Facebook) – die adäquate emotionale Performance mit eingeschlossen. Keinen solchen darstellbaren Innenraum zu haben, bedeutet zugleich ein Gesundheitsrisiko, eine Fehlanpassung. Wer sein Selbst nicht zum Ausdruck bringt, vernachlässigt zugleich seine Gesundheit. Diese Vernachlässigung rächt sich durch Unwohlgefühle ebenso wie durch gesellschaftliche Ausgrenzungen, Stigmatisierungen und Pathologisierungen.

Im Zuge des Diktats des »authentischen Selbst« und Hand in Hand mit der »Erosion des Sozialen« kommt es zur Emotionalisierung der Kultur: Politisches wird in Emotionales übersetzt, Selbst



und Identität und soziale Beziehungen werden primär über Emotionales definiert und in neurowissenschaftlichen Kategorien gedacht. Letztlich erweist sich diese ›Gefühlsoffensive‹ als ein Diskurs, der neue Zugriffe auf die Subjekte erzeugt und über lebenslanges Lernen eingeübt wird. *Markus Tumeltschammer* widmet sich in seinem Buchbeitrag den Strategien und Programmatiken des »Lifelong Learning«, wie sie bereits für das frühe Kindesalter entwickelt sind und beleuchtet die zugrunde liegenden Subjektivitätskonzepte.

Mit den neuen Technologien der Befreiung ist ein ständig boomender Markt an psychosozialen Dienstleistungen, wie etwa diversen Formen des Coachings, verbunden. Frank Furedi hat den Begriff der »Therapy Culture« geprägt, wobei die therapeutische Kultur nicht einfach Emotionen befördert, sondern vielmehr Emotionen in intensiv individualisierter Form. Den individuellen Praktiken in intimen Räumen nähern sich in diesem Buch *Veronika Reidinger* und *Andrea Werdenigg*. Anhand einer exemplarischen Studie zeigen sie, wie Wellness-Praktiken in eigens dafür inszenierten Räumen, deren stimulierende Wirkung selbst schon Heil verspricht, ritualisiert und als Ausnahme in den Alltag integriert werden.

Die Arbeitswelt als Ort neoliberaler Subjektwerdung steht im Beitrag von *Otto Penz* und *Birgit Sauer* zur Diskussion. Auf Grundlage einer Untersuchung zur Privatisierung der österreichischen Post vertreten die AutorInnen die interessante These, dass im untersuchten Beispiel über eine Emotionalisierung der Arbeit bestimmte sogenannte Männerarbeitsplätze feminisiert und so neue Hierarchisierungen auch innerhalb der Geschlechtersegmente eingezogen werden. Es kann hier von Prozessen eines Degendering gesprochen werden.

Ökonomisierung und Emotionalisierung gehen also in eins. Praktiken der Emotionalisierung werden nicht nur am Arbeitsplatz trainiert, sondern verstärkt auch im öffentlichen Raum. *Florian Neuburg* beleuchtet in seinem Beitrag exemplarisch das Eindringen des Emotionen-Diskurses in den öffentlichen Raum am Beispiel eines EU-Projekts zur Gewaltprävention für Kinder und Jugendliche. Allorts werden Emotionen, deren Kontrolle und Optimierung (ein)geübt.

## ZUM VORLIEGENDEN BUCH

Das äußerst brisante Thema des »affective turn« bildete den Ausgangspunkt dieses ambitionierten Projektes zum Thema Emotionen in der Gegenwartskultur, welches sich zum Ziel gesetzt hat, aktuelle Emotionalisierungsprozesse kritisch zu analysieren. Namhafte ExpertInnen sowie in Ausbildung stehende Masterstudierende werfen aus einer primär sozial- und kulturwissenschaftlichen Richtung Blicke auf Affekte in ihrer soziohistorischen Situiertheit. Explorative Fallstudien eröffnen neue Facetten des Feldes. Getragen vom Gedanken der Transdisziplinarität, welche in der Emotionen-debatte (immer noch) ein Desiderat darstellt, jedoch gerade angesichts der Vielfältigkeit und Heterogenität des Gegenstandes der Emotionen so zentral für den Erkenntnisgewinn ist, eröffnen sich divergente Zugänge zur Thematik. Das Buch vereint 17 Beiträge aus der Soziologie, der Kunstgeschichte, der Psychologie, der Psychoanalyse, der Publizistik, der Literatur- und Politikwissenschaft sowie der Medizin.

Das Projekt »E-Motions – Transformationsprozesse in der Gegenwartskultur« wurde ausgehend von der gleichnamigen Lehrveranstaltung im Sommersemester 2011 in Form einer Ringvorlesung mit begleitendem Seminar und anschließenden Publikationsworkshops am Institut für Soziologie der Universität Wien unter der Leitung von Elisabeth Mixa und Patrick Vogl durchgeführt.

Wir danken allen am Zustandekommen dieses Buches Beteiligten, insbesondere den Studierenden, ohne deren außergewöhnliches und intensives Engagement – auch weit über den Rahmen der Lehrveranstaltung hinausgehend – dieses Projekt nicht hätte verwirklicht werden können. Speziellen Dank an Sarah Miriam Pritz für das Korrektorat der Bibliografie.

*Elisabeth Mixa und Patrick Vogl*  
*Wien, im Februar 2012*